IZPP Φ INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE UND PSYCHOSOMATIK
Erstes offenes E-Journal für fächerübergreifende Theoriebildung in Philosophie und Psychosomatik sowie ihren Grenzgebieten
Herausgeber: Wolfgang Eirund und Joachim Heil
ISSN: 1869-6880

Die Krise der Gemeinsamkeit

Dietrich Krusche

Anknüpfung

Gemeinsamkeit ist nicht ohne weiteres die bessere Alternative zu Einsamkeit, auch gemeinsam kann man unglücklich sein. Andererseits sind wir, manche länger, manche kürzer, auch ganz gern allein. Beobachten lässt sich immerhin, dass Menschen, die gut mit sich selbst auskommen, gewöhnlich auch gute Mitspieler und Partner sind. Jenseits dieser Dimension des alltäglichen Zusammenlebens war die Menschheit sich bisher einig, dass Probleme des großen Ganzen, der Nation, der Weltgemeinschaft, z. B. Fragen von Krieg und Frieden, nur *gemeinsam* gelöst werden sollten. Die Gründung der Vereinten Nationen diente diesem Ziel. Aber etwas hat sich verändert. In der Politik wie im privaten Alltag scheint die Verständigung, die zur Gemeinsamkeit erforderlich ist, in eine Krise zu geraten – ein Prozess, der sich beschleunigt.

Versucht man, sich in den zuständigen Humanwissenschaften, Psychologie, Soziologie, Philosophie, Anthropologie, darüber zu informieren, wie es dazu kommen kann, erhält man Auskünfte, die mehrdeutig, ja widersprüchlich sind. Dabei tritt zu Tage, dass die Binnen-Verfassung des Einzelnen und die Verfassung des Zusammenlebens nicht zu trennen sind. Die Worte für gesellschaftliche Verfassungen scheinen noch zu tragen, aber die Beschreibungssprache für menschliches Innenleben steht in einem flackernden Licht. Zwar haben die letzten Jahrzehnte vielerlei neue Erkenntnisse zu unserem *Selbstbewusstsein* ans Licht gebracht, aber das scheint mehr zur Verwirrung beizutragen als zur Orientierung. So empfiehlt Wilhelm Schmid, der Verfasser des Buches *Befreundet sein mit sich selbst*, ein gutes Verhältnis zu sich selbst zu suchen, räumt aber zugleich ein, dass gar nicht feststehe, ob es so ein Selbst überhaupt gibt: „Was das Selbst ‚eigentlich' ist: Diese Frage muss offen bleiben (...) Die historische Abfolge von Erkenntnissen über das Selbst belegt vor allem dies: dass es sich um ein wenig fassbares Etwas handelt“ (2004, 144). Dazu gibt es in der Politik Parallelen: Offenbar sind die Vereinigten Staaten von Amerika heute in ihrem Inneren so uneins wie wohl noch nie, während ihr Präsident es zum Programm macht, sich ganz auf die Interessen des eigenen Landes zu konzentrieren („America first!“).

I Das Sprechen über *Inneres*

Nehmen wir also diese merkwürdige Bilanz als Ausgangslage und beginnen mit der Frage, warum es gegenwärtig mit der Verständigung über uns Menschen selbst nicht zum Besten steht.

Noch vor kurzem waren die meisten von uns sich dessen sicher, eine „unsterbliche Seele“ zu haben. Schon länger umstritten ist, was es mit dem „Geist“ auf sich hat: Stammt er ebenfalls von Gott oder ist er uns im Laufe der Evolution des Lebens zugewachsen? Wie unterscheidet er sich von Ausdrücken wie Vernunft, Verstand, Rationalität, Intellekt, Ingenium, Genie? (Kommt auch künstliche Intelligenz letztlich von Gott?) Seit die Naturwissenschaften, zumal die Lebenswissenschaften, begonnen haben, in der Anthropologie mitzusprechen, hat ein neuer Leitbegriff die Oberhand gewonnen: *Bewusstsein*. (Ich beziehe mich hier nur auf das sogenannte Wachbewusstsein, den Zustand, in dem wir uns befinden, wenn wir nicht schlafen.) Ich gehe von seiner allgemeinsten Definition aus und verstehe es als die spezifisch menschliche Art und Weise; *meine* Welt und *mich* selbst darin wahrzunehmen und zu begreifen.

Alle organischen Einheiten, so haben wir im Biologieunterricht gelernt, von der Funktionseinheit der Zelle aufwärts, kontrollieren das Verhältnis innen/außen durch die *Homöostase*, die für die erwünschte Balance sorgt. So verschieden argumentierende Lebenswissenschaftler wie Maturana und Damasio sind sich in einer Hypothese einig: dass das spezifisch menschliche Selbst-Kontroll-Verhältnis aus der Homöostase hervorgegangen ist. Nur die Gattung Mensch freilich hat diesen Prozess von innerkörperlicher Datenerhebung und Auswertung in das Bewusstsein geholt und zu einem internen Verständigungsprozess ausgebaut. Damit bekommt die Anthropologie einen sprachtheoretischen Aspekt.

An dieser Stelle scheiden sich die Geister auch schon wieder: Während die Anhänger von Maturana und Damasio diesen Evolutionsprozess als Ergebnis der Evolution des Organs Gehirn begreifen, haben Wolf Singer und nach ihm noch expliziter Michael Tomasello die Annahme eines „Gesprächs der Gehirne“ eingeführt. Dieser Evolutionsschritt habe zweierlei Effekte freigesetzt: die Ausbildung der Gesprächsrollen *ich* und *du, die gegenseitig gelten,* und eine Verstärkung des Bewusstsein der eigenen Individualität. *ich* ist ohne *du* nicht zu denken, und je deutlicher ich mich als individuelle Instanz begreife, desto ausgeprägter ist meine Dialogsicherheit.

Schon diese kurze Übersicht über den Stand der Diskussion zwischen Geistes- und Lebenswissenschaftlern macht sichtbar, welchen Grad an Komplexität das gegenwärtigen Re-Arrangement der Begriffe erreicht hat, in denen wir unsere Innerlichkeit verhandeln. Diese Begriffsverwirrung soll in zwei Blickrichtungen betrachtet werden: in einem Rückblick auf die Problemgeschichte (II) und einem Blick nach vorn, auf die Folgen der gegenwärtigen Krise der Gemeinsamkeit (III). Der letzte Teil (IV) erörtert an einem episodischen Beispiel, dem Bürgerkrieg in Syrien, wie Weltgeschehen und die Betroffenheit des Einzelnen ineinandergreifen. (Was die Literaturhinweise zur Problemgeschichte des *innen/außen*-Verhältnisses insgesamt angeht, verweise ich auf meine eben erschienene Schrift *von gleich zu gleich. Dialog und Wirklichkeit,* 2018.)

II Selbstbewusstsein und die Leiblichkeit der Wahrnehmung: Kants Kategorien der Ästhetik und Karl Bühlers *Origo*

Im Folgenden rekonstruiere ich eine Sequenz der jüngeren Philosophiegeschichte, von der ich meine, dass sie für unsere gegenwärtige Krise aufschlussreich ist – eine besonders sperrige. Ich bitte meine Leser daher um etwas Mut und ein wenig Geduld. Es geht um den Zusammenhang zwischen sinnlicher Wahrnehmung und der Verständigung darüber: Wir nehmen unsere Wirklichkeit auf eine höchst individuelle Weise wahr, müssen daher sicherstellen, dass unsere Wahrnehmungen ein hinreichendes Maß an Gemeinsamkeit haben. Auf der Hand liegt: Je komplexer die Realität, in der wir leben, desto schwieriger die Verständigung darüber, was wirklich ist. Damit kommt Sprache ins Spiel. Sprache – damit denke ich nicht an universale Sprachstrukturen, seien es solche des Satzbaus oder der semantischen Hierarchien, sondern an die Pragmatik der Sprachverwendung. Meine Hypothese: Menschliches (Selbst-)Bewusstsein ist immer an die – und sei es imaginierte – Präsenz eines anderen Bewusstseins gebunden. Jeder, mit dem ich spreche, hat seine eigenen Wahrnehmungen und verarbeitet sie zu seinem eigenen Bewusstsein. Sprache ist von Anfang an Dialog, d. h. es fließen jeweils *verschiedene* Wahrnehmungen und Vorstellungen ins Gespräch ein. In Begriffen der Evolution ausgedrückt: Nur dadurch, dass wir gelernt haben, uns über die gleichzeitig im Wahrnehmungsraum vorgefundenen Objekte (z. B. Raub- oder Beutetiere) hinreichend gut abzustimmen und hinreichend abgestimmt zu handeln, ist menschliches (Selbst-)Bewusstsein entstanden. Wenn wir uns daran machen, diese seit Jahrzehntausenden entwickelte Konsensfähigkeit abzubauen, gefährden wir die spezielle Leistungsfähigkeit der Gattung – und damit ihre Überlebenschancen.

Dazu, dass das der Fall ist, trägt ein besonders rasanter technologischer Fortschritt bei, die Entwicklung der Elektronik. Alle elektronisch übermittelten Wahrnehmungen, statische oder bewegte Bilder, alle medial übermittelten Klänge, sind fälschbar. Wir haben längst begonnen, uns damit abzufinden, in einer von Fälschungen durchsetzen Welt zu leben. Dem wäre unser Bewusstsein vielleicht gewachsen. Noch sind wir in der Lage, Fiktion von Wirklichkeit zu unterscheiden. (Auch das scheint mir zunehmend fraglich, da das Unterhaltungsangebot der Fernsehanstalten uns mit Fiktionen überflutet und schon durch deren Mega-Reizworte „Mord“, „Geheimnis“, „Enthüllung“, versucht, der Realität den Rang abzulaufen.) Aber seit einigen Jahren erleben wir, dass politische Akteure versuchen, den Einzelnen aus der Einbettung in Wirklichkeit herauszuschütteln. Stichwort: „Alternative Fakten“. Wir sollen in unserer Teilnahme am politischen Geschehen verunsichert werden – um leichter manipulierbar zu sein: Welchem Foto soll ich glauben, dem, das die Inauguration von Barack Obama oder dem das die Zuschauerzahl bei Donald Trump zeigt?

Einigen von Ihnen ist vielleicht bekannt, dass in der Erörterung dieses Problems Aristoteles eine Rolle spielt. Er interessierte sich für auffallende Verständigungssysteme im Tierreich, und dabei traf er auf die „Sprache der Bienen“. Merkwürdig, in der Tat, was sie tun. Sie tanzen sich gegenseitig etwas vor, und dann fliegen die Honigsammlerinnen los und finden den besonders ergiebigen Futterplatz – Angabe der Richtung, der Entfernung, ja sogar der Beschaffenheit des Terrains, all das teilen sie einander mit, indem sie „tanzen“. Aristoteles hat das Rätsel nicht gelöst, erst im 20. Jahrhundert ist es dem Biologen Karl von Frisch gelungen. Er konnte nachweisen, dass die Bienen einander durch Bewegungen des Körpers nicht nur über landschaftliche Beschaffenheiten, sondern auch kosmische Verhältnisse, den jeweiligen Sonnenstand, informieren und dass sie dazu die Seitigkeit des tierlichen Körpers einsetzen: oben/unten, vorn/hinten, rechts/links. Was Aristoteles angeht, so vermutete er offenbar, dass bei der Erfahrung und Realisierung unserer Individualität/Identität (und der Verständigung der Individuen?) unser Körper eine entscheidende Rolle spielen müsse. Jedenfalls war er der Erste, der die Behauptung aufstellte, dass nicht im *nous* (Geist), sondern in der *hyle* (Materie) das *principium individuationis* (das Individualität stiftende Prinzip) zu sehen sei. Diese frühe Erkenntnis erhält heute eine neue Relevanz: Sie weist darauf hin, was für eine Bedeutung die *gemeinsame körperliche Präsenz* für die Verständigung hat. Bei einem derart starken Schub der Zwischenschaltung von ‚Medien‘, wie wir ihn gegenwärtig erleben, leidet die Evidenz des gemeinsam Wahrgenommenen und Erlebten. Unser Realitätssinn wird rückgebaut.

Kant ist Aristoteles nur teilweise gefolgt. Er lässt schon bei der Wahrnehmung der Welt neben die materialen „Empfindungen“, die jeder für sich hat, die von Körper und Außenwelt unabhängigen „Formen“ der Wahrnehmung treten, kraft derer die individuellen Empfindungen allgemein und damit begreiflich werden. Die entscheidende Passage am Anfang von Kants transzendentaler Ästhetik lautet:

> „In der Erscheinung nenne ich, was der Empfindung korrespondiert, die M a t e r i e derselben, dasjenige aber, welches macht, dass das Mannigfaltige der Erscheinung in gewissen Verhältnissen angeschaut wird, nenne ich die F o r m der Erscheinung. Da das, worinnen sich die Empfindungen allein ordnen und in gewisse Formen gestellt werden können, nicht selbst wiederum Empfindung sein kann, so ist uns zwar die Materie aller Erscheinung nur a posteriori gegeben, die Form derselben aber muss zu ihnen insgesamt im Gemüte a priori bereit liegen, und dahero abgesondert von aller Empfindung können betrachtet werden“. (98)

Im Folgenden unterscheidet er dann „zwei reine Formen“ sinnlicher Anschauung, *Raum* und *Zeit*.

Aber er benutzt diese Unterscheidung zugleich noch für etwas anderes: um die Differenz zwischen äußerlicher Wahrnehmung und innerer Vorstellung, um das Sehen mit den äußeren und dem „inneren“ Auge zu überbrücken. Er tut das, indem er den Raum als den „äußeren Sinn“, die Zeit als den „inneren Sinn“ begreift. Kants Festlegungen wirken bis in unsere heutige Zeit herein. Sie hatten u. a. zur Folge, dass das Nachdenken über die „sinnlichen Wahrnehmungen“ allzu rasch ins Kategoriale umgebogen wurde. Und die Begriffe Raum und Zeit wurden so festgelegt, dass sie ihrer materialen (kosmischen) Bezüge entkleidet wurden. Erst im 20. Jahrhundert hat die Physik – soweit ich sehe, ohne Erwähnung von Kant – diesen Bann aufgehoben.

In seiner anthropologisch ausgerichteten *Sprachtheorie* (1934/82) hat Karl Bühler den Körper des Wahrnehmenden und damit auch die körperlichen Anteile der Verständigung aufgewertet. Seitdem kann man in der jeweiligen raumzeitlich bestimmten Position *meines* Leibes eine Art *materiales a-priori* der Wahrnehmung sehen. Das wirkt in die Kommunikation hinein.

Bühler geht davon aus, dass *ich* nicht nur die wahrgenommenen Objekte auf mich beziehe, sondern in der Orientierung zu ihnen hin einen Perspektivierungsakt vollziehe. Das Wahrnehmungszentrum in mir, das diese Positionierung herstellt, hat Bühler die *Origo* (Ausgangspunkt) genannt. Der Raumbezug wird dabei durch die Raummarke *hier* samt den Ausdrücken für nicht-hier (dort, anderswo, irgendwo usf.) ausgedrückt, der Zeitbezug durch die Zeitmarke *jetzt* (*nicht-jetzt, früher, später* usf.). All das ließe sich als eine Weiterbildung des Raum-Zeit-Schematismus Kants begreifen. Aber Bühler trennt sich von Kants transzendentaler Ästhetik, indem er seiner *Origo* den integralen Bestandteil *ich* zuteilt. Diesen nennt er – Kant gegenüber defensiv bleibend – die „Individualmarke“. Sie tritt zu der Reihe von Raummarke, Zeitmarke hinzu und ist auch für Bühler noch keine leibhaftige Instanz, sondern Schema. (So hat er das, was sein Zeitgenosse Karl von Frisch über die Bienensprache herausgefunden hat, ebenso wenig zur Kenntnis genommen wie Einsteins philosophische Einlassungen über die Raumzeit.) Immerhin, er vergleicht die Origo mit einem „bewegten Wegweiser“, der mit uns geht, und jeder kann sich selbst bei seinen Bewegungen im Lebensraum so schemenhaft oder so leibhaftig erleben, wie es ihm lieb ist.

Auch Karl Bühlers Nachfolgern in der Sprachpragmatik lag es nicht nahe, die Origo, den Blickpunkt (0-Punkt) der Wahrnehmung mit menschlicher Leiblichkeit in Verbindungen zu bringen. Raummarke und Zeitmarke, hier und jetzt, wurden als Orientierungsschemata begriffen, die von keiner organischen Leiblichkeit kontaminiert sind. Erst die Evolutionsbiologie der letzten beiden Jahrzehnte hat andere Wege zu gehen versucht. 2011 erschien Michael Tomasellos Buch *Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation* (amerikanische Originalausgabe: *Origins of Human Communication*, 2008). Im Mittelpunkt der Argumentation Tomasellos steht die Annahme, dass sich die spezifisch menschliche Sprachverwendung aus dem gestischen Repertoire der Tierwelt entwickelt hat, hin zu einer anderen, davor nicht möglichen Art des Zeigens. Sie stellt sich beim menschlichen Kleinkind heute nach etwa zwölf Monaten Lebenszeit ein – ohne Vorlauf, sodass ausgeschlossen werden kann, dass es sich um eine individuell erworbene, also im bisherigen Leben erlernte Fähigkeit handeln kann. Sie ist, so können wir mit Gewissheit annehmen, längst in das menschliche Genom eingegangen und wird, wenn der Zeitpunkt dafür gekommen ist, dem Verhaltensrepertoire des Individuums zugeschaltet. Diese Hypothese kam offenbar zur rechten Zeit.

Der Schwenk von der Entwicklung des Organs Gehirn auf den „Dialog zwischen Gehirnen“, ist, soweit ich sehe, von Wolf Singer vorbereitet worden:

> „Mir scheint, dass die Ich-Erfahrung bzw. die subjektiven Konnotationen von Bewusstsein kulturelle

> Konstrukte sind, soziale Zuschreibungen, die dem Dialog zwischen Gehirnen entwuchsen und deshalb aus der Entwicklung einzelner Gehirne nicht erklärbar sind.“ (*Der Beobachter im Gehirn*, 2002, 73. – Vgl. auch das kürzlich erschienene Buch von Wolfgang Prinz: *Selbst im Spiegel,* 2013.)

Die Zustimmung reicht bis in die Genforschung hinein. Svante Pääbo, wie Tomasello Direktor am Max-Planck-Institut Leipzig für evolutionäre Anthropologie, der kürzlich das Buch *Die Neandertaler und wir* (2013) publiziert hat, reformuliert und bestätigt in einem SPIEGEL-Gespräch das Konzept Tomasellos in wenigen Worten: „Das Zeigen ist die erste typisch menschliche Regung – eine Art Dreiecks-Kommunikation: Wir zusammen interessieren uns jetzt für etwas Drittes“ (DER SPIEGEL 10/2014, 98).

Auch in den Bewusstseinswissenschaften ist die These Tomasellos konstruktiv aufgenommen worden. Jürgen Habermas hat sie auf die griffige Formel gebracht: „Es begann mit dem Zeigefinger“ (DIE ZEIT 1, 2009, 45). Wie sehr sie sich inzwischen durchgesetzt hat, kann man an der Einschätzung Lambert Wiesings, eines Theoretikers der Wahrnehmung, ablesen, die bereits wie ein Resümee klingt: „Das Zeigen gilt in diesem Ansatz als etwas Ursprüngliches, Natürliches, Elementares und Einfaches. Und dies aus gutem Grund: Bevor Kinder sprechen können, sind sie in der Lage, mit ihrem Finger auf etwas zu zeigen. Das Zeigen ist die erste Kommunikationsform des Menschen, und dieser Umstand kann leitend werden, wenn es um das wissenschaftliche Interesse am Zeigen geht – und das ist der Fall: Gegenwärtig zieht das Zeigen nicht zuletzt deshalb so viel Interesse auf sich, weil die Meinung im Raum steht, dass es sich hier um den ersten Schritt des Menschen auf seinem evolutionären Weg zur Entwicklung der Sprache handelt“ (*Sehen lassen. Die Praxis des Zeigens*, 2013, 10).

III Das Ausdünnen sprachlicher Gegenseitigkeit

Als die Sprachwissenschaft sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts neu erfand, war eines der Ziele, exakter, möglichst exakt zu werden. Gleiches war auch in den anderen „Geisteswissenschaften“ zu beobachten. Da es sich aber bei den Gegenständen der Geisteswissenschaften, Texten aller Art, nicht um Objekte handelt, die stillhalten, sondern dann, wenn der Blickpunkt wechselt, von dem aus sie gesehen werden, gleichsam ins Tanzen kommen, hatte der Drang nach Exaktheit zur Folge, dass die Ergebnisse sich voneinander entfernten – nicht im Sachdetail, sondern der Methode. Das betrifft besonders die Literaturwissenschaft, deren Texte am schwersten zu fassen und festzuhalten sind. Konsistenz ergab sich nur noch durch die Harmonisierung der Begriffe eines Deutungsverfahrens in sich. Die Abschottung der einzelnen Verfahren verschärfte sich – *begriffliche Wagenburgen begannen sich zu bilden*. Um das nicht als Verlust und Scheitern erscheinen zu lassen, wurde der Begriff der *Methodenvielfalt* gefunden. Hans Georg Gadamer hat versucht, mit seinem Werk *Wahrheit und Methode* (1972) dagegenzuhalten, vergebens. Seitdem ist der Begriff der Methode entkernt. Das, was an dem jeweiligen Argumentgang Methode ist, kann *gegenseitig* nicht mehr plausibel gemacht werden. Eine der Folgen: Zitate über „Methodengrenzen“ hinweg sind nur punktuell, d. h. unmethodisch, möglich. Das Zitieren selbst wird zu einer Quelle von Dissens.

Ein episodisches Beispiel aus dem Wissenschaftsbetrieb der achtziger Jahre: In einem Habilitationsverfahren wurde ein Vortrag geboten, in dem die Syntaxunterschiede zwischen Sprachen verschiedener Kontinente in mathematische Höhen getrieben wurden. Wahrscheinlich verstand außer dem Habilitationsvater und dem Kandidaten selbst keiner der Anwesenden mehr, worum es ging. Aber offenbar wollte keiner zugeben, dass er des Kaisers neue Kleider nicht sehen konnte. Bis ein Kollege, der damals publikatorisch wohl erfolgreichste der Runde (er hatte die Neuherausgabe eines großen Lexikons übernommen), sich ein Herz fasste: Er verstehe

kein Wort; nicht nur das, er könne nicht sehen, was Gedankengänge wie diese zur Sprachwissenschaft beitragen könnten; da er aber kein Spielverderber sein wolle, werde er wie alle anderen abstimmen. Das Ergebnis war einstimmig.

Der Vorsatz, in den Textwissenschaften zu ähnlich exakten Ergebnissen zu kommen wie die Naturwissenschaften, legt es nahe, Metaphern aus der Naturwissenschaft bzw. der Technik zu verwenden. So bürgerte es sich ein, bei der Bildung des Kommunikationsmodells statt von Sprecher/Schreiber und Hörer/Leser von „Sender“ und „Empfänger“ zu sprechen. Dazwischen war der jeweilige Übertragungs*kanal*, durch den die *Information* übermittelt wurde. Missverständnisse oder gar Differenzen auf Grund verschiedener (sei es individueller, sei es kulturell allgemeiner) Vor-Verständnisse hatten in einem solch mechanischen Prozess keinen systemischen Ort. Vor allem aber spielte der Hörer, derjenige/diejenige, der/die im Gespräch in der *du*-Rolle agiert, keine Rolle. Charakteristisch dafür waren/sind die – außerordentlich erfolgreich gewordenen – „Konversationsmaximen“ des Paul Grice geworden, von denen ich die ersten vier wiedergebe: „Spricht so informativ wie möglich!“, „Sage nicht mehr als nötig!“, „Sage nichts, was du für falsch hältst!“, „Sage nichts, was du nicht hinreichend belegen kannst!“ Das dem Gespräch, wenn es denn gelingen soll, angemessene Sprechen wird normativ geregelt (Grice hat sich an den Kant’ schen Kategorien der reinen Vernunft orientiert), das angemessene Hören, so wird angenommen, ergibt sich dann von selbst. Kommunikative Kompetenz wird damit auf Sprecherkompetenz reduziert. Auch die Humanwissenschaften, das Nachdenken über die conditio humaine, öffnen sich so zur Konkurrenz hin: Wer siegt im Sprechen?

IV Kampfstoff Sprache

Eine Wortbildung, in der Sprachverwendung mit Krieg in Verbindung gebracht wird, ist „Rosenkrieg“. Wenn etwas, das als eine Liebesbeziehung begann, in eine Krise und womöglich zu ihrem Ende kommt, strapazieren die, die es zusammen nicht mehr aushalten, ihre Streitmöglichkeiten bis an die Grenze. Was man sich in Worten antun kann, hier wird es getan. Das, was die Wut, den Hass, die Sprachgewalt antreibt, ist die Verzweiflung über den Verlust dessen, was einem einmal das Kostbarste war. Diese Versuche, durch Sprache zu vernichten, haben, gnadenlos wie sie sind, etwas sehr Menschliches. Und auch hier entspricht dem externen Zerstörungsakt eine Zerstörung im Inneren: Wenn die Gefühle für den/die ehemals Nächste(n) einfach nicht erlöschen wollen, müssen auch sie (muss auch dieser Teil von mir selbst) in Worten umgebracht werden.

Vermutlich haben Herrschende, ob Usurpatoren der Macht oder einst in die Machtposition Gewählte, Sprache seit eh und je auch missbraucht, sie haben die Unwahrheit gesagt, um Verbrechen zu verschleiern, Wohltaten zu erheucheln. Was wir seit ein bis zwei Jahrzehnten in einzelnen nationalen Öffentlichkeiten und in der einen globalen Öffentlichkeit beobachten können, ist wieder etwas anderes. Jemand sagt die Unwahrheit, er lügt, aber er tut es nicht so, dass die Unwahrheit geglaubt werden soll. Er leugnet etwas, was ganz offensichtlich der Fall ist – und lässt die Versuche der anderen, der Realität zu ihrer Geltung zu verhelfen, ins Leere laufen. Zumal der russische Präsident ist ein Meister darin, Sprache zum Löschen von Realität zu benutzen. Sein Erfolg hat Nachahmer gefunden. Wir erleben die Stunde der Trumps, der Erdogans, Orbans, Kaczynskys und der Figuren der AfD.

Auch hier will ich episodisch/exemplarisch fortfahren. Beispiel ist der Syrienkrieg, dessen sieben Jahre fortdauernde Grausamkeit zur Folge hat, dass er als *Verlauf* schon wieder vergessen wird.

Wenn wir heute auf den „arabischen Frühling“ des Jahres 2011 zurückblicken, ist es bereits ein Blick in die

Ferne. Was verheißungsvoll begann, endete mehr oder weniger frustrierend. Aber eine Nation ist in unvergleichlicher Weise unter die Räder gekommen, eben Syrien. Als es noch mit Blick auf die ersten Veränderungen, die Vertreibung der Potentaten in Tunesien, Libyen und Ägypten (die Ereignisse auf dem Tahrirplatz) hoffnungsvoll erschien, über die neuen elektronischen Medien sich zu massenhaften Veranstaltungen zusammenzufinden, um gemeinsam ein autokratisches Regime zu stürzen, ereignete sich in Syrien etwas, das nichts anderes als eine Aufmüpfigkeit war: Ein paar Kinder schmierten Parolen gegen das Assad-Regime an Häuserwände. Aber hier sollte alles anders kommen. Dieses Regime war vorgewarnt – zu einer unbegrenzten Gewaltanwendung gegen das eigene Volk entschlossen. Eine äußerst grausame Bestrafung der Kinder, ihrer Väter und deren Angehörigen fand statt und führten zu Demonstrationen, die, friedlich wie sie waren, als Auflehnung gegen die Macht des herrschenden Clans gedeutet werden konnten. Daraufhin wiederum reagierte Assad mit einem solchen Exzess an Brutalität, dass es zu einem Bürgerkrieg mit allen möglichen Parteiungen und in Folge davon zu Einmischungen aus dem Ausland kommen musste.

Im Rückblick kann man sagen: Als es einmal so weit war, brauchte Assad nur noch Geduld. Schon in der frühen Phase des Bürgerkriegs hatte der russische Präsident sich als sein Pate hinter ihn gestellt. Auch andere Regime, die von Demokratie nichts wissen wollen, waren zu helfen bereit, z. B. der Iran, aber Putin übernahm schon früh auf diesem weltpolitisch bedeutsamen Schauplatz die Regie. Seitdem hat Putin auf der Bühne der Weltöffentlichkeit sein Meisterstück in der Verwendung von Sprache als Kampfmittel geliefert.

Schon vorher, bei der Besetzung der Krim und bei der Unterstützung der Separatisten in der Ost-Ukraine, hatte Putin abenteuerliche Ausreden vorbringen lassen. (Vgl. D. K.: *von gleich zu gleich. Dialog und Wirklichkeit*, 2018, 61f.) Auch beim Abschuss einer Passagiermaschine, offenbar, wie von einer internationalen Expertengruppe nach jahrelanger Untersuchung festgestellt wurde, durch eine russische Buk-Rakete, war Putins Reaktion stereotyp: „Damit haben wir nichts zu tun!“ Dem entsprechen alle seine Äußerungen (u. a. im Weltsicherheitsrat) zu den Verbrechen gegen die Menschlichkeit, die in Syrien begangen wurden. Gezielte Angriffe auf Krankenhäuser, auf vom Regime Assad vorab genehmigte Transporte des Roten Kreuzes, Giftgaseinsätze usf. Im Dementi „Damit haben *wir* nichts, aber auch gar nichts zu tun“, war Assad dann eingeschlossen. Eine bewährte Scharade: im Weltsicherheitsrat eine Untersuchung zu fordern – um deren Durchführung dann nach Kräften zu behindern. Das Veto gegen eine Verurteilung wurde ein Automatismus. Kann sein, dass die eine oder andere Untat tatsächlich nicht von Assad begangen wurde. Hier geht es um all die Fälle, in denen die Leugnung offensichtlich absurd war – und absurd wirken sollte. Paul Watzlawick hat gezeigt, dass man nicht *nicht kommunizieren* kann. Putins Meta-Botschaft spricht eine klare Sprache: „Ich weiß, dass ihr wisst, dass ihr mich nicht aufhalten könnt!“ (Auf den Komplex der verdeckten Angriffe durch Hackeraktivitäten, die Unterbrechung von Informationsabläufen im Ausland, den Einbruch in Datenbanken, die vermutlichen Einmischungen in Wahlprozesse – typische Geheimdienstoperationen – gehe ich hier nicht ein.)

Der Syrienkrieg hat die Welt verändert. Während der Aufruf zur Gemeinsamkeit Hoffnung macht, wirkt das Anreden gegen die Realität als Gift. Die Zahl derer, die es erträglich finden, dass ein Regent sein eigenes Volk umbringt, wächst ständig. Abstumpfung, Gewöhnung und die – sei es unterschwellige – Angst vor dem, der mit der Aufkündigung der Gemeinsamkeit zugleich mit seiner Macht droht, tun ihr Werk.

Wir können versuchen, uns all das, grimmig, wie es ist, vom Leibe zu halten, indem wir es nicht zur Kenntnis nehmen oder wenigstens in kein Gespräch darüber eintreten. Aber völlig ausblenden lässt sich das, was ringsum Alltag ist, doch nicht, und wir laufen Gefahr, dass all das Abgewiesene, Unverarbeitete in uns zu

rumoren beginnt. Bleibt die Möglichkeit, auf die Krise der Gemeinsamkeit, sprechend/handelnd eine Antwort zu versuchen. Wenn wir so mit Vertrauten, Bekannten, bisher Unbekannten ins Gespräch kommen, gewinnen wir auch in unserer Selbstverständigung hinzu. Außerdem meine ich, dass wir die Zahl derer nicht vergrößern sollten, die sagen: „Ist eh schon alles egal."

Zum Autor

Prof. Dr. **Dietrich Krusche**, geboren 1935, Studium der Klassischen Philologie, Philosophie und Germanistik; Lektor für Deutsche Sprache und Literatur an der University of Ceylon und an der Universität Okayama, Japan; 1982–1997 Professor für Interkulturelle literarische Hermeneutik an der Universität München. Publikationen (u. a.): Das Ich-Programm. Ein Versuch zur Ersten Person, 2010; Nizza und ich. Erzählung,2012. Aktuell erschienen: Von gleich zu gleich. Dialog und Wirklichkeit. München 2018.
Kontakt: kruschedg@club-internet.fr